

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bakker, Gerbrand
Oben ist es still

Roman

Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4142
978-3-518-46142-6

suhrkamp taschenbuch 4142

Helmer van Wonderen räumt auf. Er verfrachtet seinen bettlägerigen Vater ins Obergeschoß des alten Bauernhauses, entrümpelt das Erdgeschoß, streicht die Wände und schafft neue Möbel an. Das Gemälde mit den schwarzen Schafen, die Fotografien von Mutter und die alte Standuhr kommen nach oben, alle Pflanzen, die blühen können, auf den Misthaufen. Und da Vater ihm nicht den Gefallen tut, einfach zu verschwinden, sich von einem Windstoß hinwegfegen zu lassen oder wenigstens zu sterben, richtet der Sohn sein Leben unten neu ein. Doch die ländliche Ruhe währt nicht lang, denn eines Tages kommt ein Brief von Riet, der Frau, die Helmers Zwillingsbruder das Leben kostete. Ihr pubertierender Sohn Henk soll auf dem Hof das Arbeiten lernen ...

Gerbrand Bakker, 1962 in Wieringerwaard, Nord-Holland, geboren, studierte niederländische Sprach- und Literaturwissenschaft in Amsterdam, arbeitete als Übersetzer von Untertiteln und ist Diplommärtner. Er ist Autor eines etymologischen Wörterbuchs der niederländischen Sprache und des Romans *Birnbäume blühen weiß*.

Gerbrand Bakker
Oben ist es still

Roman

Aus dem Niederländischen von
Andreas Ecke

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
Boven is het stil
bei Uitgeverij Cossee BV, Amsterdam.

© Gerbrand Bakker 2008

Die Übersetzung des Buches wurde gefördert vom
Nederlands Literair Productie- en Vertalingenfonds.

Umschlagabbildung: Marcel ter Bekke

suhrkamp taschenbuch 4142

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46142-6

I 2 3 4 5 6 – I5 I4 I3 I2 II IO

Oben ist es still

Ich habe Vater nach oben geschafft. Nachdem ich ihn auf einen Stuhl gesetzt hatte, habe ich das Bett zerlegt. Wie er auf dem Stuhl saß, erinnerte er an ein wenige Minuten altes Kalb, noch bevor es saubergeleckt ist; mit unkontrolliert wackelndem Kopf und einem Blick, der nichts festhält. Ich habe die Wolledecken, Betttücher und die Moltondecke von der Matratze gezerrt, die Matratze und die Bodenbretter hochkant an die Wand gelehnt und Kopf- und Fußteil von den Seitenteilen abgeschraubt. Dabei versuchte ich möglichst durch den Mund zu atmen. Das Zimmer oben – mein Zimmer – hatte ich schon leergeräumt.

»Was machst du?« fragte er.

»Du ziehst um«, sagte ich.

»Ich will hierbleiben.«

»Nein.«

Er durfte sein Bett behalten. Die eine Hälfte ist schon seit über zehn Jahren kalt, aber immer noch krönt ein Kissen den unbeschlafenen Teil. Im Zimmer oben schraubte ich das Bett wieder zusammen, mit dem Fußende zum Fenster hin. Unter den Beinen brachte ich Klötze an. Ich bezog das Bett mit saubereren Laken und Decken und steckte beide Kissen in frische Bezüge. Dann trug ich Vater die Treppe hinauf. Als ich ihn vom Stuhl hob, sah er auf und schaute mich dann ununterbrochen an, bis ich ihn ins Bett legte, wobei unsere Gesichter sich fast berührten.

»Ich kann selbst gehen«, sagte er, erst dann.

»Nein, das kannst du nicht«, sagte ich.

Durchs Fenster sah er Dinge, die er nicht zu sehen erwartete. »Ich liege hoch«, stellte er fest.

»Ja. So siehst du draußen mehr als bloß den Himmel.«

Auch in dem neuen Raum roch es muffig, roch er muffig und schimmelig, trotz der frischen Bettwäsche. Ich stieß einen der beiden Fensterflügel auf und hakte ihn fest. Draußen war es eisig frisch und windstill, nur an den höchsten Zweigen der krummen Esche im Vorgarten hingen noch ein paar verschrumpelte Blätter. In großer Entfernung sah ich drei Radfahrer auf dem Deich. Wenn ich einen Schritt zur Seite gegangen wäre, hätte er die drei Radfahrer auch sehen können. Ich rührte mich nicht von der Stelle.

»Ruf den Arzt«, sagte Vater.

»Nein«, antwortete ich. Ich drehte mich um und ging aus dem Zimmer.

Kurz bevor die Tür zufiel, rief er: »Schafe!«

In seinem ehemaligen Schlafzimmer lag ein Rechteck Staub auf dem Boden, etwas kleiner als die Abmessungen des Betts. Ich räumte das Zimmer aus. Die beiden Stühle, die Nachttische und Mutters Frisiertisch stellte ich ins Wohnzimmer. In einer Ecke des Schlafzimmers würgte ich zwei Finger unter den Teppichboden. »Nicht festkleben«, hörte ich Mutter sagen, vor einer Ewigkeit, als Vater sich gerade hinknien wollte, einen Topf Leim in der linken und einen Leimpinsel in der rechten Hand, und wir fast schon etwas benommen waren von den scharfen Ausdünstungen. »Nicht festkleben, in zehn Jahren möchte ich neue Teppichböden.« Die Rückseite des Teppichs zerbröselte unter meinen Fingern. Ich rollte ihn auf und trug ihn durch die Milchammer ins Freie. Mitten auf dem Hof wußte ich plötzlich nicht mehr, wohin damit. Ich ließ ihn fallen, wo ich gerade stand. Ein paar Dohlen erschrakten bei dem unerwartet lauten Knall und flogen aus den Bäumen auf, die den Hof begrenzen.

Auf dem Boden des Schlafzimmers liegen Hartfaserplatten, mit der rauhen Seite nach oben. Ich ging schnell mit dem Staubsauger durchs Zimmer, nahm einen breiten, eckigen Pinsel und strich die Platten, ohne sie vorher abgeschmirgelt zu haben, mit grauer Grundfarbe. Als ich bei der letzten Bahn war, vor der Tür, sah ich die Schafe.

Jetzt sitze ich in der Küche und warte darauf, daß die Farbe trocknet. Erst wenn sie trocken ist, kann ich das düstere Gemälde von der Wand nehmen, das eine Gruppe von schwarzen Schafen zeigt. Er will seine Schafe anschauen können, also werde ich einen Nagel in die Wand neben dem Fenster schlagen und das Bild aufhängen. Die Küchentür und die Zimmertüren stehen offen, ich kann das Bild von meinem Platz aus über den Frisiertisch und die beiden Nachttische hinweg sehen, aber es ist so dunkel und matt, daß ich keine Schafe darauf erkennen kann, so lange ich es auch anstarre.

2

Es regnet, und der starke Wind hat die letzten Blätter von der Esche geweht. Der November ist nicht mehr eisig frisch und windstill. Das Elternschlafzimmer ist jetzt mein Schlafzimmer. Ich habe die Wände und die Decke weiß gestrichen und den Hartfaserplatten eine zweite Schicht Grundfarbe verpaßt. Die Stühle, Mutters Frisiertisch und die beiden Nachttische habe ich nach oben gebracht. Ich habe einen Nachttisch neben Vaters Bett gestellt und die übrigen Sachen in das leere Zimmer neben seinem Schlafzimmer geräumt. Henks Zimmer.

Die Kühe stehen schon seit zwei Tagen im Stall. Beim Melken herrscht Unruhe.

Wenn der runde Deckel oben auf dem Milchwagen offengestanden hätte, wäre heute morgen die Hälfte der Milch aus dem Tank gespritzt, wie bei einem Geysir, so scharf hatte der Milchfahrer vor dem aufgerollten Teppichboden gebremst, der immer noch mitten auf dem Hof liegt. Er schimpfte leise vor sich hin, als ich in die Milchammer kam. Es gibt zwei Milchfahrer, und dies war der ältere, der mürrische. Ich glaube, er ist ungefähr in meinem Alter. Noch ein paar Jahre fahren und dann in Rente.

Mein neues Schlafzimmer ist bis auf mein Bett völlig leer. Das Holz – die Fußleisten, die Fensterrahmen und die Tür – werde ich auch noch streichen. Vielleicht in der gleichen Farbe, in der ich den Boden gestrichen habe, aber so genau weiß ich es noch nicht. Blaugrau schwebt mir vor; die Farbe des IJsselmeers an einem Sommertag, wenn in der Ferne graue Gewitterwolken drohen.

Vor einiger Zeit, Ende Juli oder Anfang August muß es gewesen sein, sind hier zwei Jungen in Kanus durchgefahren. Das kommt nicht oft vor, die offiziellen Kanurouten führen nicht an meinem Hof vorbei. Nur wer eine weitere Strecke fahren will, nimmt den Weg hier entlang. Sie hatten die Oberkörper entblößt, es war warm, die Muskeln ihrer Arme und Schultern glänzten im Sonnenlicht. Ich stand an der Seite des Wohnhauses, ungesehen, und beobachtete, wie sie sich gegenseitig zu rammen versuchten. Ihre Paddel klatschten zwischen den Gelben Teichrosen ins Wasser. Das vordere Kanu legte sich quer und blieb mit dem Bug am Ufer hängen. Der Junge schaute zum Hof herüber. »Sieh mal da«, sagte er zu dem anderen, einem rotblonden Jüngling

mit Sommersprossen und sonnenverbrannten Schultern, »der Bauernhof, der ist zeitlos, der könnte von heute sein, aber genausogut von 1967 oder 1930.«

Der rotblonde Junge sah sich den Hof, die Bäume und das Stück Land, auf dem die Esel standen, genau an. Ich spitzte die Ohren. »Ja«, sagte er nach längerer Zeit, »die Esel, die sind schon altmodisch.«

Der vordere Junge stieß sein Boot vom Ufer ab und drehte den Bug wieder in Fahrtrichtung. Er sagte irgend etwas zu dem anderen Jungen, das ich nicht verstand, weil gerade ein Rotschenkel zu lärmen anfing. Ein später Rotschenkel, meistens sind sie Ende Juli alle verschwunden. Der Rotblonde folgte langsam und schaute dabei weiter meine beiden Esel an. Ich konnte nicht weg, und es gab an der kahlen Seitenwand des Wohnhauses nichts, womit ich mich hätte beschäftigen können. Ich stand reglos da und hielt den Atem an.

Er sah mich. Ich dachte, er würde etwas zu dem anderen Jungen sagen, seine Lippen öffneten sich, und er drehte den Kopf. Aber er sagte nichts. Er schaute nur und ließ mich stehen, ohne seinen Freund auf mich aufmerksam zu machen. Kurz darauf bogen sie in die Opperwoudervaart ein, und die auseinandergetriebenen Gelben Teichrosen schlossen sich wieder zusammen. Ich ging zur Straße, um den Jungen hinterherzuschauen. Nach ein paar Minuten konnte ich ihre Stimmen nicht mehr hören. Ich drehte mich um und versuchte meinen Hof mit ihren Augen zu sehen. »1967«, sagte ich leise und schüttelte den Kopf. Warum gerade dieses Jahr? Der eine Junge hatte die Jahreszahl genannt, der andere, der mit den Sommersprossen und den Schultern, hatte alles gesehen. Es war sehr warm an diesem Tag, der Nachmittag war halb vorbei, fast schon Zeit, die Kühe zu holen. Meine Beine fühlten sich auf einmal schwer

an, und der Rest des Nachmittags war unwirklich und leer.

3

Eine große Standuhr eine Treppe hinaufzuschleppen ist Knochenarbeit. Ich helfe mir mit langen, glatten Brettern, mit Läufern und mehreren Stücken Schaumgummi. Alles mögliche klingelt und rumpelt im Gehäuse. Das Ticken hatte mich kribbelig gemacht, aber für die Nacht immer die Uhr anzuhalten, war mir zu lästig. Als ich die halbe Treppe geschafft habe, muß ich mich erst ein paar Minuten ausruhen. Vielleicht macht das Ticken ihn da oben auch kribbelig, aber er hat ja immer noch sein Schafgemälde zum Ruhigwerden.

»Die Uhr?« fragt er, als ich ins Zimmer komme.

»Ja, die Uhr.« Ich stelle sie gleich hinter die Tür, ziehe die Gewichte hoch und stoße das Pendel an. Augenblicklich füllt sich das Zimmer mit Zeit, mit langsam weg pochender Zeit. Wenn die Tür zu ist, kann Vater sehen, wie spät es ist.

Nach einem Blick aufs Zifferblatt sagt er: »Ich hab Hunger.«

»Ich hab auch manchmal Hunger«, sage ich. Die Uhr tickt ruhig weiter.

»Die Vorhänge sind zu«, bemerkt er dann.

Ich gehe zum Fenster und ziehe die Vorhänge auf. Es regnet nicht mehr, und der Wind hat etwas nachgelassen. Das Wasser im Graben steht hoch und läuft über den Rand des Damms. »Ich muß zur Mühle«, sage ich zu mir selbst und zur Fensterscheibe. Vielleicht sage ich es auch zu Vater.

»Was?«

»Nichts.« Ich öffne einen Fensterflügel und denke, während ich ihn festhake, an die kahle Stelle im Wohnzimmer.

In der Küche schmiere ich mir ein paar Scheiben Brot und belege sie mit Käse. Ich schlinge die Brote hinunter, es geht mir kaum schnell genug. Während der Kaffee noch durch die Maschine läuft, stehe ich schon im Wohnzimmer. Ich bin allein, ich muß es allein machen. Das Sofa schiebe ich auf einen der Läufer, die ich auch für die Uhr benutzt habe. Ich schleife es durch den Flur in die Waschküche. Die beiden Sessel schleppe ich durch die Vordertür nach draußen und stelle sie an den Straßenrand. Die übrigen Sachen bringe ich auch in die Waschküche. Das Büfett muß ich erst ganz leerräumen, bevor es sich verschieben läßt. Dann endlich kann ich meine Finger unter den Teppichboden zwängen. Der hier war teurer, nichts zerbröselt unter meinen Händen. Beim Aufrollen überlege ich, ob ich dieses Stück Teppich aufheben soll, kann ich es nicht noch für irgendwas gebrauchen? Mir fällt nichts ein. Die Rolle ist zu schwer zum Tragen, ich schleife sie über den Kiesweg und die kleine Brücke zur Straße. Als ich wieder auf die Vordertür zugehe, fällt mein Blick auf das Telefon im Flur. Ich rufe bei der Gemeinde an und sage, daß ich Sperrmüll habe. In der Kanne auf der Warmhalteplatte dampft der Kaffee.

Auf dem Weg zur Mühle sehe ich, was ich auch an den vergangenen Tagen schon gesehen habe, eine seltsame Erscheinung, die mich beunruhigt. Einen Vogelschwarm, der nicht von Norden nach Süden zieht, sondern in alle Himmelsrichtungen schwenkt, immer wieder. Nur das Geräusch von schlagenden Flügeln ist zu hören. Der

Schwarm besteht aus Rabenkrähen, Austernfischern und Silbermöwen. Das ist das Seltsame daran, noch nie habe ich diese drei Vogelarten zusammen fliegen sehen. Es hat etwas von einem unheilverkündenden Vorzeichen. Oder habe ich das gleiche auch früher schon gesehen, ohne dieses unbehagliche Gefühl? Nach längerem Hinschauen stelle ich fest, daß es sogar vier Arten sind: Zwischen den großen Silbermöwen erkenne ich auch deutlich kleinere Lachmöwen. Die Vögel fliegen alle durcheinander, nicht in getrennten Formationen; als ob sie verwirrt wären.

Die Windmühle ist eine kleine eiserne Bosman-Schöpfmühle. »Bosman Piershil« steht auf einer Seite des eisernen Steerts. »N^o 40832« und »Ned Oct« steht auf der anderen. Oktober, hatte ich früher gedacht, *octrooi*, weiß ich heute. Ein niederländisches Patent also, bei dem sich die Schöpfmühle selbst in den Wind dreht, wenn der Steert rechtwinklig zu den Flügeln ausgerichtet ist, und dann immer weiterschöpft, bis man den Steert an einer Führungsstange einklappt, so daß er parallel zu den Flügeln steht. Aber jetzt klappe ich den Steert mit Hilfe einer daran befestigten Stange aus. Eine wunderschöne, schlanke kleine Mühle, sie wirkt irgendwie amerikanisch. Eben deswegen, und wegen des Betonfundaments im Graben, und weil wir den Geruch von Schmieröl so gern mochten, waren Henk und ich oft hier, im Sommer. Hier war es anders. Jedes Jahr kam ein Bosman-Mann, um die Mühle zu warten, und auch jetzt funktioniert sie noch einwandfrei, obwohl schon seit Jahren kein Bosman-Mann mehr dagewesen ist. Ich bleibe einen Moment stehen und sehe zu, wie das Wasser im Kanal anschwillt.

Ich gehe auf einem Umweg zurück und zähle die

Schafe. Sie sind alle noch da. Alle dreiundzwanzig, und der Schafbock. Die Hinterteile der Mutterschafe sind rot, ich werde den Bock bald fortbringen. Erst laufen sie vor mir weg; dann, als ich mich dem Zaun auf dem Damm nähere, kommen sie allmählich hinter mir her. Am Zaun bleibe ich stehen. In etwa zehn Meter Entfernung machen die Schafe halt. Sie haben sich aufgereiht, und alle schauen mich an, in der Mitte der Bock mit seinem Quadratschädel. Der Anblick bereitet mir Unbehagen.

Als ich wieder auf dem Hof bin, sehe ich den durchweichten Teppichboden und beschließe, auch den an die Straße zu legen.

Bevor ich melken gehe, harke ich noch kurz den Kies im Vorgarten. Es wird schon leicht dämmrig. Die beiden kleinen Jungen von nebenan, Teun und Ronald, sitzen unter dem Teppich – dem teureren Teppich –, den sie halb ausgerollt über die beiden Sessel geworfen haben. Vor ein paar Tagen hatten sie abends gegen sieben an der Vordertür gestanden, ihre ausgehöhlten roten Zuckerrüben hochgehalten und sehr falsch ein Lied gesungen. Das sanfte Licht aus den Rüben hatte ihre erhitzten Gesichter noch röter gemacht. Ich hatte sie mit einem Mars belohnt. Jetzt haben beide eine Taschenlampe. »Hallo, Helmer!« rufen sie mir durch eine Öffnung zu, die sie – mit einem Messer? – in den Teppichboden geschnitten haben. »Das ist unser Haus!«

»Ein wunderschönes Haus«, rufe ich, auf meine Harke gestützt.

»Und wir haben auch Licht!«

»Das sehe ich.«

»Und hier gibt's 'ne Überschwemmung!«

»Das Wasser fällt schon wieder«, versichere ich.

»Wir schlafen heut nacht hier.«
»Das glaube ich nicht«, sage ich.
»Ich glaube doch«, meint Ronald, der Jüngere.
»Nein, sicher nicht.«
»Wir gehn gleich nach Hause«, höre ich Teun leise zu seinem Bruder sagen. »Hier haben wir nichts zu essen.«
Ich schaue zum Fenster von Vaters Zimmer hinauf.
Es ist dunkel.

4

»Ich möchte Nikolaus feiern«, sagt er.
»Nikolaus?« In diesem Haus ist seit Mutters Tod nicht mehr Nikolaus gefeiert worden. »Warum?«
»Das ist gemütlich.«
»Und wie stellst du dir das vor?«
»Na ja«, sagt er, »wie üblich.«
»Wie üblich? Wenn du Nikolaus feiern willst, mußt du Geschenke kaufen.«
»Ja.«
»Ja. Wie willst *du* Geschenke kaufen?«
»Du mußt sie kaufen.«
»Auch für mich?«
»Ja.«
»Dann weiß ich schon, was ich bekomme.« Ich will nicht so lange mit ihm reden. Ich will nur kurz nach ihm sehen und schnell wieder verschwinden. Das Ticken der Standuhr füllt das Zimmer. Sonnenlicht fällt auf die Glasscheiben des Schrankes, ein fensterförmiges Viereck, und die Scheiben werfen das Licht auf das Schafgemälde, das jetzt gar nicht mehr so düster wirkt. Ein merkwürdiges Bild. Manchmal scheint darauf Winter zu sein, manchmal ist es Sommer oder Herbst.

Als ich gerade die Tür schließen will, ruft er: »Durst.«
»Ich hab auch manchmal Durst.« Ich ziehe die Tür fest hinter mir zu und gehe die Treppe hinunter.

Nur das Sofa ist ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Auf dem untersten Brett des eingebauten Wäscheschranks in meinem Schlafzimmer habe ich ein großes Stück Stoff gefunden. Vielleicht hatte Mutter sich noch ein Kleid daraus nähen wollen, allerdings kommt es mir für den Zweck reichlich groß vor. Es macht sich sehr gut als Überzug für das Sofa. Der Boden ist grundfarbengrau; wenn die Tür zum Schlafzimmer offensteht, schließen sich die ebenfalls neu gestrichene Schwelle und der Boden dahinter nahtlos an. Auch alle Fußleisten, Fensterpfosten und Türen sind in der Grundfarbe gestrichen. Das Büfett steht in einem anderen Raum, das niedrige Bücherschränkchen oben. Alle Pflanzen, die blühen können, habe ich auf den Misthaufen geworfen. Es sind nicht viele übriggeblieben. Wenn ich Farbe kaufe, muß ich auch mal nach Lamellenjalousien oder Rollos schauen; die schweren, dunkelgrünen Vorhänge im Schlaf- und Wohnzimmer geben mir das Gefühl, keine Luft zu bekommen, und ich habe die unbestimmte Vorstellung, daß das nicht nur so ist, weil sie seit Jahren nicht mehr ausgeklopft worden sind. Den restlichen Inhalt des Einbauschranks im Schlafzimmer habe ich nach oben gebracht und meine eigenen Kleider heruntergeholt.

Es gibt Katzen hier. Scheue Wegrennkatten. Manchmal sind es zwei oder drei, ein paar Monate später sind es auf einmal neun oder zehn. Einige hinken oder haben keinen Schwanz mehr, andere (die meisten eigentlich) sind ewig verschleimt. Man hat nie einen Überblick

über sie, deshalb wundert man sich nicht, wenn es zehn sind, und auch nicht, wenn es nur zwei sind. Vater löste das Katzenproblem, indem er jeden neuen Wurf in einen Jutesack steckte, einen Stein dazulegte und den Sack in den Graben schmiß. Vor vielen Jahren hatte er auch noch einen alten Lappen in den Sack gestopft, den er mit einer Flüssigkeit aus dem Giftschränkchen tränkte. Ich weiß nicht, was das für eine Flüssigkeit war. Chloroform? Aber wie hatte er sich eine Flasche Chloroform beschafft? War das Zeug vor dreißig Jahren frei verkäuflich? Das silbergraue Schränkchen mit dem Totenkopf und den gekreuzten Knochen hängt in der Scheune und enthält schon seit Jahren kein Gift mehr, Gift ist aus der Mode. Ich bewahre die Farbe darin auf.

Im vergangenen Frühjahr sah ich Vater mit Schälchen voll Milch durch die Scheune schlurfen. Ich stellte keine Fragen, seufzte aber tief, so tief, daß er es hören konnte. Nach ein paar Tagen hatte er die jungen Katzen so weit, daß sie sich alle auf einmal um ein Milchsälchen drängten. Er packte sie und steckte sie in einen Sack. Keinen Jutesack, Jutesäcke haben wir nicht mehr. Es war ein Papiersack, der Beifutter enthalten hatte. Den Sack band er an der hinteren Stoßstange des Opel Kadett fest, mit einer Schnur von etwa einem Meter Länge.

Vor sieben Jahren hatte er einen Test machen müssen, um seinen Führerschein verlängert zu bekommen. Er hatte fast alles falsch gemacht, was man falsch machen kann, und war durchgefallen. Seitdem darf er nicht mehr fahren. Trotzdem kroch er jetzt in den Wagen. Ein zarter grüner Schleier lag auf den Bäumen am Rand des Hofes, rund um die Stämme blühten Narzissen. Ich stand im Scheunentor und sah zu. Er ließ den Motor an, und sofort machte das Auto einen Satz nach vorn, wo-